

Leseprobe

Vielen Dank für Ihr Interesse.

Sie halten die ersten Seiten unserer Sammlung neuer
Sherlock-Holmes-Fälle in den Händen.

Wir wünschen Ihnen spannende Unterhaltung.

Preis: 13,00 €

Erscheinungstermin:
20. Oktober 2026

Mehr Informationen:
www.rotator-verlag.de



ROTATOR
VERLAG

Das Buch

Weihnachten 1939. Der hochbetagte Dr. Watson lebt bei seiner Tochter auf dem Land und genießt die Feiertage mit seinen Enkelkindern. Dabei erinnert er sich an jene Zeit, als er mit Sherlock Holmes auf Verbrecherjagd ging – und an eine Freundschaft, die über den Tod hinausreicht.

Drei Weihnachtsfälle führen ins winterliche London zu Ebenezer Scrooge, in eine verschneite kanadische Goldgräbersiedlung und schließlich zu Watsons ganz persönlichem letzten Fall.

Unheimlich, humorvoll und anrührend – ein weihnachtlicher Rückblick auf Sherlock Holmes und Dr. Watson und auf die Frage, was von einer großen Freundschaft bleibt.

Der Autor

Stephan Guddat, geboren 1971 in Hannover, lebt und arbeitet unter der malerischen Schaumburg bei Rinteln. Über viele Jahre entwickelte er als kreativer Kopf eines norddeutschen Showunternehmens Kriminalgeschichten für Bühne und Film – detailreich inszeniert, mit Gespür für Atmosphäre, Spannung und unverwechselbare Figuren. Seine Arbeiten führten ihn bis in die historischen Räume von Schloss Bückeburg, wo er als Museumsleiter arbeitete.

In seinen Romanen verschmelzen all seine Erfahrungen zu einer aufregend neuen Form des Erzählens.

STEPHAN GUDDAT

SHERLOCK HOLMES



*Frohe
Weihnachten,
mein lieber
Watson!*

STILLE NACHT.
TÖDLICHE FÄLLE.

ROTATOR

Dieses Werk ist fiktional. Reale Orte, historische Persönlichkeiten und literarische Figuren wurden teilweise in einen frei erfundenen erzählerischen Zusammenhang gestellt. Handlungen, Begegnungen und Dialoge sind fiktiv. Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

1. Auflage, Oktober 2026

© 2026 Rotator Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags vervielfältigt, verbreitet oder in irgendeiner Form wiedergegeben werden.

Rotator Verlag & Showproduktion GmbH

Rosenstraße 1

31737 Rinteln

Lektorat: Manfred Schmidt

Covergestaltung und Satz: Elias Noffke

Bildmaterial: © VV / Adobe Stock

ISBN 978-3-9828977-1-4

kontakt@rotator-verlag.de

www.rotator-verlag.de

Ein kleiner Hinweis zum englischen Weihnachtsfest

Das englische Weihnachtsfest unterscheidet sich vom deutschen in einigen wesentlichen Punkten. Der 24. Dezember, Christmas Eve, ist traditionell kein Feiertag. Der eigentliche Weihnachtsfeiertag ist der 25. Dezember, der Christmas Day.

Am Morgen öffnen die Kinder ihre Geschenke, die Father Christmas in der Nacht gebracht hat. Zum traditionellen Christmas Dinner gehören Truthahn mit Cranberrysoße sowie der berühmte Christmas Pudding. Seit 1932 ist für viele Familien auch die königliche Weihnachtsansprache ein fester Programmpunkt des Feiertags.

Vorwort

Welwyn, Hertfordshire – Christmas Eve 1939

Kennen Sie mich noch?

Fast scheue ich mich, Ihnen zu Beginn meines Buches diese Frage zu stellen, fürchte ich doch die Antwort. Ganz offensichtlich bin ich ein Relikt aus einer längst vergangenen Zeit. Die meisten meiner Weggefährten sind bereits lange von mir gegangen. Wer könnte sich also an mich erinnern? Aus diesem Grunde scheint es mir sinnvoll, mich Ihnen erst einmal vorzustellen.

Mein Name ist John H. Watson und vor wenigen Wochen habe ich im Kreise meiner Familie meinen sechsunachtzigsten Geburtstag gefeiert. Wer hätte geglaubt, dass ich ein solch biblisches Alter erreichen würde? Ich kann nur Gott den Allmächtigen für meine gute Gesundheit verantwortlich machen – meinem Lebenswandel habe ich sie sicherlich nicht zu verdanken.

Als ich geboren wurde, herrschte Queen Victoria über England. Zwei Drittel meines Lebens stellte ihre Regentschaft eine feste und unumstößliche Konstante dar. Heute hat sich die Welt von Grund auf gewandelt. Als junger Mann diente ich meinem Land in Afghanistan, bis ich 1880 verwundet wurde und die Armee verlassen musste. Ich habe die Schrecken des Ersten Weltkriegs miterlebt und muss nun hilflos mit ansehen, wie sich erneut ein Schatten über

Europa legt. Wir sind im Krieg. In den Momenten, wenn mich Ohnmacht und Ratlosigkeit übermannen, schicke ich meine Gedanken auf Reisen in die Vergangenheit, als ich das ganze Leben noch vor mir hatte. Damals war ich Arzt und der Begleiter eines ganz außergewöhnlichen Mannes.

Er trug den Namen Sherlock Holmes.

Von ihm möchte ich Ihnen heute erzählen. Obwohl ich bereits in früheren Tagen umfassende Berichte über die Abenteuer des berühmten Meisterdetektivs verfasst habe, erinnerte ich mich heute Morgen an einen Fall, über den ich noch nicht Zeugnis abgelegt habe. Er kam mir plötzlich in den Sinn, als ich beim Frühstück aus dem Fenster blickte und der Zauber der verschneiten Winterlandschaft mich für einen Moment gefangen hielt. So habe ich nach langer Abstinenz wieder an meinem Schreibtisch Platz genommen und bin fest entschlossen, die Geschichte, die sich ausgerechnet zur Weihnachtszeit ereignete, auf Papier zu verewigen.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich damals eigenständig beschloss, diese Vorkommnisse nicht mit der Öffentlichkeit zu teilen oder ob dies auf Holmes' Anweisung geschah. Trotz meiner körperlichen und geistigen Gesundheit fällt es mir ab und zu schwer, mich an bestimmte Details der Vergangenheit zu erinnern. Umso wichtiger ist es, die Geschichte jetzt für die Nachwelt festzuhalten, bevor ich dazu vielleicht nicht mehr in der Lage sein werde.

Leider ist es unmöglich, Holmes um Rat zu fragen. Mein guter Freund ist bereits vor ein paar Jahren verstorben. Obwohl ich dabei war, als er von uns ging, muss ich gestehen, dass ich bis heute einen kleinen irrationalen Zweifel in mir trage. Schon einmal habe ich ihn für tot gehalten und wurde eines Besseren belehrt. Damals lernte ich, dass

man bei Sherlock Holmes mit endgültigen Feststellungen vorsichtig sein muss. Nun, vielleicht ist er ja noch am Leben und hat mich nur mit einem seiner verdammt Tricks wieder einmal hinter das Licht geführt. Es würde mich nicht wundern, wenn

Ein Hilferuf drang an sein Ohr. Dr. Watson hob den Kopf und lauschte in die Stille des Hauses. Außer dem Ticken der großen Standuhr war nichts zu hören. Es war noch früh am Tage. Gerade einmal neun Uhr. Hatte er sich den Schrei nur eingebildet? Nein. Erneut rief jemand um Hilfe. Von draußen. Laut. Dringlich. Schrill. Er erkannte die Stimme. Sie gehörte seiner Enkeltochter Louise. Sofort legte er seinen Füllfederhalter beiseite. Das Vorwort, das er gerade begonnen hatte zu schreiben, musste warten. Mühsam stemmte er sich an seinem Schreibtisch auf. Sein Rücken schmerzte. Die Knie waren vom langen Sitzen steif geworden. Er hatte schamlos übertrieben, als er sich selbst noch vor wenigen Minuten eine ausgezeichnete Gesundheit bescheinigt hatte. Ihn plagten so viele Wehwehchen, dass er sie gar nicht alle aufzählen konnte. Watson griff nach seinem Gehstock und humpelte eilig zum Fenster. Er riss die Gardinen beiseite und öffnete die Fensterflügel. Eiskalte Winterluft enterte das kleine Zimmer im zweiten Stock. Vor über zehn Jahren war er hier eingezogen. Er hatte London verlassen, um bei seiner Familie zu leben, seiner Tochter Clarissa, ihrem Mann Theodor und seinen Enkelkindern Timothy und Louise. Und eben Louises Stimme war es gewesen, die er gehört hatte. Er lehnte sich vor und streckte seinen Kopf hinaus, so weit er konnte. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Beide Kinder standen im Vorgarten und waren wohlauf. Sie trugen ihre warmen Mäntel und spielten im Schnee. »Kinder! Geht es euch

gut?«, rief Dr. Watson. »Warum rufst du um Hilfe, meine Kleine?«

Die Kinder blinzelten zu ihm hinauf. Über dem Haus stand die fahle Wintersonne und blendete ihre Augen. »Alles in Ordnung, Grandad!«, rief der achtjährige Timothy. »Ich habe ihr gesagt, sie soll nicht schreien.«

Louise blickte ihren großen Bruder empört an. »Ist doch gar nicht wahr! Du würdest auch schreien, wenn deiner immer verschwindet. Vielleicht hast du ihn ja auch nachts kaputtgemacht!«

»Ich habe ihn gar nicht angefasst.«

»Kinder! Kinder!«, unterbrach Dr. Watson das kleine Wortgefecht. »Euer Großvater versteht kein Wort.«

»Er ist einfach weg«, rief Louise und zog die Nase hoch. »Schon wieder.«

Timothy pflichtete ihr bei. »Das stimmt, Grandad. Der von vorgestern ist gestern verschwunden und der von gestern ist jetzt auch weg.«

»Voll gemein.« Louise stampfte empört mit ihren kleinen Füßchen auf.

»Vielleicht hat er ja über Nacht Beine bekommen und ist weggelaufen«, scherzte der Junge.

»Ist ja gar nicht möglich«, entgegnete Louise. »Du denkst wohl, ich bin noch ein Baby!«

Watson schüttelte den Kopf. Er hatte nicht die geringste Ahnung, worum es bei dem Streit ging und was seine Enkeltochter veranlasst hatte, um Hilfe zu rufen. »Jetzt mal hübsch eines nach dem anderen. Wer ist dieser ominöse ›der‹, der schon zweimal verschwunden ist?«

»Ach Grandad, meine Schneemänner natürlich«, rief Louise und stemmte ihre Hände auf die Hüften. »Und weißt du was? Ich glaube, dass die jemand geklaut hat.«

Ein Lächeln umspielte Watsons Lippen. Dann blickte er das Mädchen ernst an. »Diebstahl ist eine schwere Straftat. Damit ist nicht zu spaßen. Wenn es wirklich so ist, wie ihr sagt, dann liegt hier vielleicht ein Verbrechen vor.«

Timothy schaute mit großen Augen zu ihm hinauf. »Glaubst du wirklich?«

Watson tat so, als würde er überlegen, dann nickte er. »Ja, das halte ich durchaus für möglich.«

»Mommy hat gesagt, dass du früher ein Detektiv warst«, sagte Louise. »Kannst du uns nicht helfen?«

Langsam wurde es ihm am offenen Fenster bitterkalt. Aber um nichts in der Welt würde er dieses Gespräch mit seinen Enkelkindern beenden. »Ich war früher Arzt. Jedoch kannte ich einen berühmten Detektiv. Da habe ich mir so einiges abgesehen. Also wenn ihr möchtet ...«

»Oh ja, Grandad!«, riefen die Kinder im Chor. »Wir fangen den gemeinen Schneemanndieb.«

»Sehr gut. Dann seid ihr jetzt meine Klienten. Ich würde vorschlagen, ihr kommt zu mir nach oben, wir trinken eine Tasse heiße Schokolade und ihr berichtet mir ganz genau, was geschehen ist.«

Ein Schatten legte sich auf die verschneite Wiese. Er gehörte zu Clarissa, Watsons einziger Tochter. »He, ihr Kinder. Ihr müsst jetzt reinkommen. Morgen ist Weihnachten, und ich muss euch beide noch in die Badewanne stecken. Father Christmas bringt nur sauberen Kindern Geschenke.«

»Aber Mommy, wir wollen nach oben zu Grandad«, bettelte Timothy. »Er will uns helfen, einen Dieb zu fangen.«

Clarissa ließ sich nicht erweichen. »Das könnt ihr später auch noch machen. Rein mit euch und keine Widerrede.«

Die Kinder schlichen mit hängenden Köpfen zurück ins Haus. Und auch Dr. Watson musste zugeben, dass er ein wenig

enttäuscht war. Er schloss das Fenster und kehrte an seinen Schreibtisch zurück. Er hatte tatsächlich einen Auftrag angenommen. Schon dachte er über einen Titel nach, falls er diese Geschichte eines Tages zu Papier bringen würde. »Das Geheimnis des verschwundenen Schneemanns« schien ihm eine gute Wahl. Doch Moment. Zwei Schneemänner hatten sich in Luft aufgelöst. Hatte er Anlass, an der Geschichte seiner Enkel zu zweifeln? Nein. Sie waren brave Kinder und ausgesprochen intelligent. Liegt in der Familie, pflegte er stets stolz zu verkünden. Er nahm wieder auf seinem Stuhl Platz. Zwei Schneemänner. Wie hätte Holmes seine Ermittlungen begonnen? Der eine Fall kam ihm erneut in den Sinn, der sich vor vielen Jahren genau zur Weihnachtszeit ereignet hatte. Damals wohnten sie noch zusammen in dem Haus in der Baker Street 221B und erhielten einen äußerst ungewöhnlichen Besuch. Watson beschloss, das Vorwort zu seinem Buch schnell zu beenden und dann die Geschichte niederzuschreiben, solange er auf seine Enkelkinder wartete.

Er las den vorherigen Absatz, griff nach dem Füllfederhalter und strich die letzten Sätze durch. Was hatte ihn geritten, so einen Unsinn zu verzapfen? Es klang ja gerade so, als glaubte er wirklich, dass sein Freund noch leben würde. Wie lächerlich hätte er sich mit solch einer Aussage gemacht. Er überlegte kurz und begann zu schreiben.

Nun, verehrte Leserschaft, lassen Sie uns mit dem Fall beginnen. Doch zuvor möchte ich eine Warnung aussprechen. Auf zarte Gemüter könnte diese Geschichte in der Tat verstörend wirken, denn Holmes und ich kämpften gegen einen Gegner, der nicht von dieser Welt zu sein schien.

Die Jagd auf den Geist der Weihnacht

Des Pudels Kern

Drei Tage vor Christmas Eve, am 21. Dezember 1889

Sherlock Holmes sprang mit hochrotem Kopf aus seinem Sessel. »Verdammt, das habe ich nicht kommen sehen!«

Erschrocken blickte ich von der Times auf.

Mit dem Zeigefinger fuhr mein Freund hastig unter seinen steifen Hemdkragen, als sei dieser binnen weniger Sekunden um drei Konfektionsgrößen geschrumpft. Kurz zuvor hatte unsere resolute Vermieterin Mrs Hudson das Wohnzimmer im ersten Stock der Baker Street 221B verlassen, nachdem sie uns Tee, einen großen Teller mit Gurken- und Käsesandwiches und die frisch eingetroffene Nachmittagspost gebracht hatte. Und eben diese Post schien der Anlass für Holmes' heftigen Gefühlsausbruch zu sein.

»Was haben Sie nicht kommen sehen?«, erkundigte ich mich.

Eine Reaktion blieb aus. Stattdessen lief mein Freund wüst schnaubend auf und ab, den Blick starr auf einen Brief gerichtet. »Kann ich Ihnen behilflich sein?« Wieder ignorierte er mich. Holmes nahm an dem überfüllten Schreibtisch Platz, ließ das Schreiben in der Schublade verschwinden, warf seinen Kopf in den Nacken und starrte mit weit geöffneten Augen Löcher in unsere Zimmerdecke. Fernab seines sonstigen Gebarens entfuhr ihm ein langes und schmerzgeplagtes Stöhnen, als lastete das ganze Elend der Welt auf seinen Schultern.

Wie von der Tarantel gestochen schnellte er urplötzlich hoch und eilte zum Fenster. Es sah so aus, als spähe er durch die Vorhänge und beobachte den vorweihnachtlichen Trubel auf der Straße, doch seine Augen blickten ins Leere. Nach wenigen Sekunden verließ Holmes die eben eingenommene Position, begab sich zum Kamin und stocherte mit dem Schürhaken in die brennende Scheite, als würde er mit unsichtbaren Feuerdämonen in einem Duell um Leben und Tod die Klingen kreuzen.

Ich wagte einen neuen Versuch. »Holmes?«

Er ließ das eiserne Ofenbesteck fallen und ergriff stattdessen seine Geige. Doch schon nach wenigen Tönen verlor er das Interesse an der eben begonnenen Melodie. Er stellte das Instrument achtlos ab, nur um seinem Schreibtisch einen neuen Besuch abzustatten. Er öffnete das Schubfach und schob es gleich wieder zu, ohne etwas zu entnehmen. Zum Finale dieses absonderlichen Schauspiels, dessen einziger Zuschauer ich darstellte, ließ er sich kraftlos in den Sessel fallen und schloss die Augen.

»Na dann eben nicht«, seufzte ich und fuhr fort, meinen Artikel in der Times zu lesen.

»Ich kann nicht glauben, dass er es gewagt hat!«, brach es aus Holmes heraus. »Das wird ihm teuer zu stehen kommen.« Unvermittelt herrschte er mich an. »Watson! Was ist los mit Ihnen? Hören Sie mir denn überhaupt nicht zu?« Endlich war er gewillt, mit mir eine Konversation zu beginnen.

»Lieber Freund«, begann ich langsam, während ich die Zeitung glatt strich. »Wie eh und je können Sie sich meiner ungeteilten Aufmerksamkeit sicher sein. Schließlich bin ich nicht nur Ihr treuer Begleiter, sondern auch Ihr stets wachsamer Chronist.«

»Der sich, wenn ich das bemerken darf, ohne dass Sie gleich beleidigt sind, in seinen Berichten über meine Ermittlungen gerne etwas kürzer halten könnte. Wäre unsere augenblickliche Situation die Einleitung zu einer Ihrer Erzählungen, hätten Sie die soeben verstrichene Minute sicherlich über ein ganzes, ermüdendes Kapitel zu Tode geritten.«

Hitze schoss mir in das Gesicht. Wie Holmes kurz zuvor verspürte ich das dringende Bedürfnis, meinen Binder abzulegen und den obersten Knopf des Hemdes zu öffnen. »Zu Tode geritten? Möchten Sie etwa damit andeuten, meine Bücher wären ausschweifend?«

»Andeuten? Aber nein. Ich sage es frei heraus! Ihre Geschichten sind zu langatmig. Sie verlieren sich allzu gern in verschachtelten Sätzen und blumigen Beschreibungen unnützer Details. Mein Rat an Sie: Halten Sie sich kurz und formulieren Sie präzise und effizient.«

»Ich weiß schon, was ich tue. Wenn die Einleitung zu einem unserer Abenteuer mal eine Buchseite ausführlicher ausfällt ...«

»Eine Seite? Ich bitte Sie, mein Lieber. In der Regel muss man doch fünf oder sechs Seiten über sich ergehen lassen, bevor Sie endlich auf den Punkt kommen. Oder, wie man so schön sagt, »auf des Pudels Kern«.«

»Des Pudels Kern? Unsinn. Sie verstehen nichts von dem Handwerk eines Schriftstellers. Zu Beginn einer Geschichte muss man die Figuren einführen, die Charaktere beleuchten. An welchem Ort befinden sich die Protagonisten? Ist es Sommer oder Winter? Tag oder Nacht? Darüber hinaus empfiehlt es sich, der Leserschaft gleich zu Beginn der Erzählung ein kleines Rätsel aufzugeben. Wie wäre es damit: Sie, Sherlock Holmes, der berühmte Detektiv, erhalten einen mysteriösen Brief mit der Nachmittagspost. Dem Publikum wird vorenthalten, wer der Absender dieses Schreibens ist,

ebenso ist der Inhalt unbekannt. Aber er muss von einer dramatischen Dringlichkeit sein, da Sie wie vom Blitz getroffen urplötzlich aufspringen und mit übertriebenem Pathos ausrufen: »Oh mein Gott, das habe ich nicht kommen sehen!«

Ein Klopfen beendete unseren kleinen Disput. Vorläufig. Mrs Hudson streckte ihr rosiges Gesicht durch den Türspalt. »Entschuldigen Sie bitte. Unten im Flur steht ein *Mann*, der Sie zu sprechen wünscht.«

»Ein Mann?«, erkundigte sich Holmes mit leichtem Erstaunen. Auch mir war es nicht entgangen, dass es unserer Haushälterin nicht über die Lippen gekommen war, den Besucher als einen Herrn vorzustellen, wie es der Etikette entsprochen hätte. Offenkundig musste diese Person ihren heiligen Zorn erregt haben.

»Der unverfrorene Kerl hat mich Spinatwachtel genannt. Und obendrein weigert er sich, seinen dreckigen Mantel abzugeben«, fügte sie vorwurfsvoll hinzu.

»Dann soll er ihn anlassen. Wir lassen bitten.«

Mrs Hudson stieß ein kurzes Schnauben aus und entfernte sich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Derweil fragte ich Holmes, ob er mir nicht endlich verraten wolle, was in dem ominösen Brief stünde. Er setzte ein spitzbübisches Gesicht auf und raunte mir zu: »Das kann warten, mein lieber Freund. Jetzt kommt er.«

»Wer er?«

»Na, Sie wissen schon. Unser Pudel!«

Wenige Augenblicke später stand ein kleines Männchen von etwa achtzig Jahren vor uns. Seine knochigen Hände umfassten krampfartig den Knauf seines hölzernen Gehstocks. Der übergroße, von Motten zerfressene Mantel war von einer dicken

Schneesicht bedeckt und seine Stiefel hinterließen dunkle Abdrücke auf dem guten Teppich. Arme Mrs Hudson.

»Sind Sie der Schnüffler?«, fauchte der Alte.

»Wenn Sie bei dem Terminus Schnüffler den Beruf des beratenden Detektivs im Sinn haben, sind Sie bei mir an der richtigen Adresse.« Dann wendete sich Holmes mit vorwurfsvollem Ton an mich. »Watson, warum sind Sie so unhöflich? Möchten Sie dem Herrn nicht Ihren Sessel anbieten?«

Bevor ich intervenieren konnte, ließ sich der ungepflegte Greis genussvoll auf dem mir angestammten Platz nieder. »Holmes«, flüsterte ich, »warum hofieren Sie diesen Tunichtgut? Sorgen Sie sich nicht um unsere Wertsachen?«

»Ich bin nicht taub, Jüngelchen!«, herrschte mich der Unbekannte an. »Nehmen Sie etwa an, ich wäre ein Dieb?«

Während ich nach einer passenden Entgegnung suchte, sprang mir Holmes zur Seite. »Entschuldigen Sie bitte Dr. Watsons unbedachte Worte. Wegen Ihrer äußeren Erscheinung mutmaßte er, Sie wären ein Hausierer oder einer jener Bettler, denen man allzu gern unlautere Absichten unterstellt.«

»Sehe ich so aus, ja?« Ein schiefes Lächeln zog sich über die dünnen Lippen des Alten.

Holmes ließ mich am Kamin stehen und nahm in seinem Ohrensessel Platz. »Es ist offensichtlich, dass Sie kein Bettler sind. Der traurige Zustand Ihrer Kleidung erklärt sich nicht durch das Fehlen finanzieller Mittel – sondern durch die Angst vor dem Verlust derselben.«

Ich begriff nicht. »Bitte was?«

»Unser Gast ist nicht arm, mein lieber Watson. Er ist geizig!«

»Kostenbewusst!«, korrigierte der Fremde bissig.

»Aber Holmes«, wandte ich ein, »wie können Sie das nun wieder wissen?«

»Sein Gehstock. Der Knauf, den seine Hände so fest umschließen, besteht aus purem Silber!« Er sah dem Greis kühl in die Augen. »Mit wem haben wir die Ehre?«

»Scrooge. Ebenezer Scrooge.«

»Der Name ist mir nicht unbekannt. Sie sind Mitinhaber des Warenhauses Scrooge & Marley, nicht wahr?«

»Seit heute ... der Alleininhaber. Mein Geschäftspartner, Jakob Marley, ist nicht mehr. Mr Holmes, glauben Sie an das Übernatürliche?«

»Nein«, entgegnete mein Freund knapp. »Sie etwa?«

»Natürlich nicht. Und doch ...«, er machte eine kurze Pause, als wolle er sicherstellen, in Besitz unserer vollen Aufmerksamkeit zu sein. »Anscheinend trachtet mir ein Geist nach meinem Leben!«

»Was denn für ein Geist?«, fragte ich neugierig.

Scrooge räusperte sich, als fiele es ihm schwer, den folgenden Satz über die Lippen zu bringen. Mit einem merkwürdigen Knarzen in der Stimme flüsterte er: »Der Geist der Weihnacht!«

Holmes ließ sich von der dramatischen Verkündigung nicht beeindrucken.

Unser Besuch setzte nach: »Sie müssen herausfinden, wer, verflucht noch mal, es auf mich abgesehen hat.«

»Ich muss gar nichts, Mr Scrooge. Aber ich bin gerne bereit, anzuhören, was Sie zu sagen haben, und werde anschließend entscheiden, ob ich Ihren Fall übernehmen möchte oder nicht. Berichten Sie. Und wenn ich bitten darf, kurz und präzise.«

»Sie sind ein Mann ganz nach meiner Fassung. Sie faseln nicht lange um den heißen Brei herum. Zeit ist Geld, nicht wahr? Also passen Sie auf. Heute am frühen Morgen, es war genau fünf Uhr, wurde ich von lauten Schreien und Gezeter geweckt.

Wenig später stürmte die alte Magda aufgewühlt in mein Schlafzimmer.«

»Magda ist Ihre reizende Gattin?«, erkundigte ich mich.

Scrooge lachte laut auf. »Was für ein Unsinn! An Heirat habe ich meinen Lebtag keinen Gedanken verschwendet. Frauen sind schlecht für das Geschäft. Magda ist unsere Haushälterin, sie stammt aus Deutschland und war schon bei meinen Eltern in Stellung, als ich noch in die Hosen geschissen habe. Sie war meine Nanny.«

»Ist nicht wahr«, entfuhr es mir erstaunt. Ich malte mir aus, welch biblisches Alter die arme Magda erreicht haben musste, wenn sie Scrooge bereits in Kindertagen umsorgt hatte.

»Magda reinigt früh am Tage unsere Büroräume. Sie ist so schrecklich langsam, darum muss sie zeitig anfangen, damit sie uns später nicht bei der Arbeit stört. Na, ist ja auch egal. Beim Putzen hat sie ihn entdeckt.«

»Wen?«

»Jacob Marley, meinen Geschäftspartner. Tot wie ein Türnagel. Er saß kerzengerade an seinem Schreibtisch, Augen weit aufgerissen, das Gesicht weiß wie Kalk, zu einer Schreckensmaske verzerrt.«

»Dass ein Toter aufrecht dasitzt, scheint mir doch recht ungewöhnlich«, sagte ich zu Holmes.

Mein Freund antwortete, ohne mich anzublicken: »Es sei denn, etwas hält ihn in seinem Stuhl.«

»Ja, was soll ihn denn da festhalten?«

»Ein Pfeil«, beantwortete Scrooge meine Frage. »Ich bemerkte das Geschoss erst, als ich zum Fenster hinüberging, um es zu schließen. Eiskalt war es im Büro. In der Rückenlehne des Schreibtischstuhls steckte das verdammte Ding. Es durchbohrte nicht nur die Lehne, sondern auch das Rückgrat des alten Marleys.«

»Ich verstehe, wegen des Pfeils konnte der Leichnam nicht nach vorn kippen«, schlussfolgerte ich.

»Ein schrecklicher Anblick war das, können Sie mir glauben.«

Holmes knetete seine Unterlippe. »Gehe ich recht in der Annahme, dass sich das Fenster hinter Marleys Schreibtisch befindet?«

»Ja, genau.«

»Haben Sie Scotland Yard verständigt?«

»Selbstverständlich! Aber das sind alles Schwachköpfe, sage ich Ihnen. So ein fetter Idiot mit Halbglatze hat sich wichtig getan. Stellte eine Menge dämlicher Fragen.«

Mir kam in den Sinn, dass es sich bei dem uncharmant beschriebenen Polizeibeamten um unseren Freund Inspektor Lestrade handeln könnte. Seit seiner Heirat im letzten Jahr hatte er ordentlich an Umfang zugelegt.

»Vollkommen inkompetent«, zischelte Ebenezer Scrooge. »Hat das wichtigste Indiz übersehen. Ein Glück, dass meine Augen noch so gut sind. Habe es unter dem Schreibtisch entdeckt, als die Stümper fort waren.« Kichernd zog er ein Stück Papier aus den Tiefen seiner Manteltasche hervor. »Das muss Marley im Todeskampf aus den Fingern geglitten sein.«

Holmes nahm den Zettel entgegen. Beim Lesen des Textes offenbarte sein Gesicht keinerlei Regung. Lediglich die linke Augenbraue bewegte sich stetig nach oben, bis sie fast den Haaransatz erreichte. Dann las er mit lauter, fester Stimme vor: »Unwerter Mr Marley! Noch vor dem Weihnachtsfeste werden Sie das Zeitliche segnen. Wenn Sie Ihrem Schicksal entkommen möchten, hinterlegen Sie zur Mitternachtsstunde zwischen dem 20. und 21. Dezember 5.000 Pfund am elektromagnetischen Grab. In tiefster Verachtung, der Geist der Weihnacht.«

Scrooges wässrige Augen hatten sich zu zwei scharfen Schlitz-
zen verengt, als er Holmes anblickte. »Und? Was sagen Sie
dazu?«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. »Geister, mein
lieber Mr Scrooge, schreiben keine Erpresserbriefe.«

»Das weiß ich auch«, giftete er zurück.

»Ich gehe davon aus, dass Jacob Marley nicht auf den Erpres-
sungsversuch eingegangen ist?«

»Glauben Sie etwa, ich hätte mich mit einem Partner
zusammengetan, der das Geld mit vollen Händen zum Fenster
hinauswirft? Marley war Schotte, knauserig bis in sein verdorr-
tes Mark. Gönnte weder sich noch anderen das Schwarze unter
den Fingernägeln. Wo andere ein Herz haben, steckte bei ihm
ein Stein. Ein prachtvoller Mensch, sage ich Ihnen.« Scrooge
schnäuzte herzlich in sein fleckiges Taschentuch. Mir kam der
Verdacht, dass er damit den Anflug echt empfundener Trauer
zu verbergen suchte.

»Fassen wir zusammen«, begann Holmes, »Ihr Geschäfts-
partner erhielt gestern einen Erpresserbrief.«

»Von dem Geist der Weihnacht?«, fragte ich amüsiert.

»Unterbrechen Sie mich nicht. Den Anweisungen des
Erpressers folgend, sollte er gestern Nacht 5.000 Pfund hinter-
legen.«

»An einem elektromagnetischen Grab! Was soll das sein?
Und wo?«

»Watson! Ich sagte, keine Unterbrechungen. Ob als Ort der
Übergabe Buckingham Palace oder der Nordpol gefordert
wurde, ist zu diesem Zeitpunkt gänzlich unerheblich. Marley
ging nicht auf die Erpressung ein und wurde, wie angedroht,
ermordet. Mit einem Pfeil, der durch das offene Fenster in sein
Büro geschossen wurde. Und heute, Mr Scrooge, haben auch
Sie ein Schreiben von dem Geist der Weihnacht erhalten?«

»Sie sind ein helles Köpfchen, Mr Holmes. Darum habe ich mich entschieden, Sie aufzusuchen. Der Brief lag zwischen meinen Unterlagen im Büro. Keine Ahnung, wie der da hingekommen ist.« Er kramte einen zweiten Zettel hervor. »Hier. Hören Sie: ›Ebenezer Scrooge! Hinterlegen Sie zur Mitternachtsstunde vom 21. auf den 22. Dezember 5.000 Pfund am elektromagnetischen Grab.««

»Der Erpresser scheint eine Passion für die modernen Wissenschaften zu haben. Was für ein amüsanter kleiner Rätsel«, kommentierte Holmes. »Lesen Sie weiter.«

»›Kommen Sie dieser Forderung nicht nach, werden Sie noch vor dem Weihnachtsfeste in der Hölle schmoren. Vergessen Sie nicht, was mit Jacob Marley geschah‹. Unterschrieben ist der Brief wieder mit ›Der Geist der Weihnacht‹. Und? Was sagen Sie, Mr Holmes?«

»In der Tat scheint hier kein ganz gewöhnliches Verbrechen vorzuliegen.«

»Na, das will ich meinen«, pflichtete ich bei. Ein mordendes Gespenst konnten wir bis dato noch nicht auf der Liste unserer Gegner verzeichnen.

Holmes erhob sich. »Mr Scrooge, ich werde Sie in Kürze darüber informieren, ob ich Ihren Fall annehmen werde. Zuvor möchte ich ein paar Nachforschungen anstellen. Wenn ich Sie bitten darf, uns nun zu verlassen.«

»Was? Wieso?« Der alte Mann reagierte wütend und blieb trotzig sitzen. »Was haben Sie vor?«

»Dr. Watson und ich werden heute Nacht dem elektromagnetischen Grab einen Besuch abstatten und dem vermeintlichen Spuk auf den Grund gehen.«

Ich horchte auf. »Ach ja? Wissen wir denn überhaupt, wo sich diese Grabstelle befindet?«

»Aber das ist doch offensichtlich, mein guter Freund.«

»Ich habe keinen blassen Schimmer«, gab ich zu.

»Aus diesem Grunde bin ich der Detektiv und Sie der Chronist. Und nun seien Sie Mr Scrooge bitte behilflich, sich aus dem allzu bequemen Sessel zu erheben.«

»Das kann ich alleine«, konterte unser Besuch boshaft und stemmte sich mit der Unterstützung seines Gehstocks mühevoll auf. »Und was soll ich jetzt unternehmen?«

»Sie begeben sich auf dem direkten Wege nach Hause. Ich möchte Ihnen empfehlen, sich wenigstens für den Rückweg den Luxus einer Droschke zu gönnen.«

Jetzt wurde mir klar, warum Scrooge uns dermaßen nass und verdreckt die Aufwartung gemacht hatte. Der alte Geizhals musste die weite Strecke, von seinem Kaufhaus südlich der Themse bis in die Baker Street, zu Fuß auf sich genommen haben. Und das bei einem Wetter, bei dem man sprichwörtlich nicht einmal einen Hund auf die Straße gejagt hätte.

»Öffnen Sie daheim niemandem die Tür, löschen alle Lichter und halten Sie die Fenster fest verschlossen.«

»Natürlich mache ich das. Glauben Sie, ich heize für meine vermaledeiten Nachbarn?«

»Eine letzte Frage, bevor Sie uns verlassen. Hatte Mr Marley eine Passion?«

»Wie meinen Sie das?«

»Eine Leidenschaft jenseits des Geschäfts.«

»Lassen Sie mich überlegen. Ja! Natürlich. Die Wissenschaften waren sein Steckenpferd! Er beschäftigte sich gerne mit ... Physik.«

Nachdem Ebenezer Scrooge unser Domizil in der Baker Street verlassen hatte, zog sich Holmes ohne Umschweife an seinen Schreibtisch zurück. Ich indessen stand, unschlüssig, was nun zu unternehmen sei, vor dem Kamin und blickte traurig auf

meinen Sessel. Das gute Stück war so durchnässt wie ein Badeschwamm. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass mein geliebtes Sitzmöbel einen süßlich-fauligen Geruch angenommen hatte. Den Geruch des Todes.

Das elektromagnetische Grab

»Zum Highgate-Friedhof? Um diese Zeit?«, rief uns der Kutscher entgegen. »Sind Sie von allen guten Geistern verlassen?«

Auch ich war ehrlich überrascht. Bis zu dem Zeitpunkt, als wir in unseren warmen Mänteln auf die Baker Street traten und Holmes den Pferdeführer das Fahrziel nannte, hatte er mich über seine Pläne im Unklaren gelassen. Wie so oft übte er sich in seiner ihm eigenen Geheimniskrämerei, was meinem Freund stets eine geheime Freude bereitete.

»Wir haben auf dem Highgate-Friedhof eine Verabredung«, entgegnete Holmes kühl und ließ mir den Vortritt, im Fond der Droschke Platz zu nehmen.

»Alle, die Sie dort antreffen werden, sind schon lange tot!«, rief der Mann auf dem Kutschbock.

»Genau das zweifle ich an. Und jetzt beeilen Sie sich. Ich zahle Ihnen das Doppelte, wenn wir unser Ziel vor Mitternacht erreichen.«

»Wie die Herren wünschen.«

Kaum hatte der Detektiv die kleine Tür hinter sich geschlossen, ließ der Kutscher die Peitsche knallen, und wir setzten uns mit einem Ruck in Bewegung.

»Holmes, lassen Sie mich nicht dumm sterben.« Ich konnte es nicht länger aushalten, auf die Folter gespannt zu werden. »Was und wo ist das elektromagnetische Grab?«

Er seufzte. »Ach Watson, heute sind Sie besonders schwerfällig. Wir suchen natürlich die letzte Ruhestätte eines Wissenschaftlers.«

»Und welcher soll das sein?«

»Ich bin mir recht sicher, dass sich das Rätsel auf Michael Faraday bezieht. Experimentalphysiker und Entdecker der elektromagnetischen Rotation. Vor zweiundzwanzig Jahren verstorben und auf dem Highgate-Friedhof bestattet.«

»Verstehe«, erwiderte ich. Obwohl meine Kenntnisse der Physik weite Lücken aufweisen, war mir sowohl der Name Faraday als auch das nach ihm benannte Prinzip des faradayschen Käfigs durchaus bekannt. »Und Sie wissen, wo seine sterblichen Überreste begraben sind?«

»Aber ja. Oder sagen wir, so gut wie. Es bedeutet die sprichwörtliche Suche nach der Nadel im Heuhaufen, auf dem Highgate-Friedhof ein bestimmtes Grab zu finden. Allein der westliche Teil beherbergt mehr als 10.000 Grabstellen. Ein kurzer Blick in die Encyclopedia Britannica verriet mir allerdings, dass Faraday zu den Anhängern einer kleinen christlichen Gemeinschaft gehörte, den Sandemanianern. Deren Gräber befinden sich in einem genau abzugrenzenden Abschnitt auf der alten Westseite, recht versteckt an einer der Außenmauern.«

So unterrichtete mich Holmes über unser Reiseziel. Anschließend schwiegen wir und ich beobachtete durch das kleine Fenster, wie das nächtliche London an uns vorbeihuschte. Hätte ich geahnt, was mich in Highgate erwarten sollte, hätte ich mich ohne Zögern aus der fahrenden Kutsche geworfen.

Nach etwa dreißig Minuten hatten wir das Ziel unserer Fahrt erreicht. Wir verabredeten, dass der Kutscher bis zu unserer Rückkehr auf uns warten würde. Das Friedhofsgelände

betraten wir über den Eingang an der Kapelle. Mit einem Schlag wurde es durchdringend kalt. Es hatte endlich aufgehört zu schneien und der dunkle Wolkenhimmel war aufgebrochen. Der abnehmende Mond lugte schüchtern als schmale Sichel hervor und spendete nur wenig Licht. Holmes hielt die Öllampe und ging vorweg. Eine dichte Nebeldecke waberte über dem heiligen Boden. Es war eigentümlich still. Einzig unsere Schritte waren im Schnee zu vernehmen. Der Weg führte uns durch die sogenannte ägyptische Allee, vorbei an den düsteren Eingängen zahlloser Grabkammern und Gräfte. Auf halber Strecke beschlich mich das Gefühl, jemand würde uns beobachten. Mehr als einmal wandte ich mich nach unserem vermeintlichen Verfolger um – doch stets konnte ich nichts außer Nebelgespinsten ausmachen.

Ein wahrer Schauer überkam mich, als ich etwas vernahm, das mir am heutigen Tag, an dem ich an meinem Schreibtisch sitze und unsere Erlebnisse zu Papier bringe, ganz und gar unmöglich erscheint. Liebe Leser, ich schwöre Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, dass sich all das, was ich Ihnen über die ungeheuerlichen Ereignisse auf dem Highgate-Friedhof zu berichten habe, genau so zugetragen hat.

Die ägyptische Allee hatten wir hinter uns gelassen. Wir schritten einen Weg entlang, an dem sich zu beiden Seiten unter den Ästen gewaltiger Eichen die privaten Mausoleen der Londoner Oberschicht erstreckten. Mit einem Mal hörte ich einen unmelodischen Singsang an mein Ohr dringen. Rohe und gewalttätige Worte in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die gutturalen Laute, die keiner menschlichen Kehle entsprungen sein konnten, schnitten mir direkt in die Tiefen meiner Seele.

»Holmes! Hören Sie das auch oder bin ich dem Wahnsinn anheimgefallen?«, flüsterte ich meinem Freund zu.

»Machen Sie sich keine Sorgen um Ihren Geisteszustand. Ich vernehme den sonderbaren Gesang ebenfalls. Ich denke, er kommt aus dieser Richtung. Es würde mich nicht wundern, wenn ...«

Das grausame Lied verstummte und plötzlich herrschte wieder diese unnatürliche Ruhe.

»Was würde Sie nicht wundern?«

»Ich bin gleich wieder bei Ihnen. Rühren Sie sich nicht von der Stelle, verstanden?« Mit diesen Worten verschwand Holmes hinter einem kleinen auffälligen Mausoleum und ließ mich zurück – die Öllampe, unsere einzige Lichtquelle, nahm er mit sich.

»Holmes! Wohin gehen Sie? Holmes! Verflucht noch mal.« Was scherte mich seine Anweisung, dort auf ihn zu warten. Nicht eine Sekunde gedachte ich allein zu bleiben und folgte ihm auf dem Fuße. Nach wenigen Schritten hatte auch ich das steinerne Totenhaus erreicht. Ich blickte um die Ecke des Gebäudes, doch da war niemand! »Wo stecken Sie? Sherlock!« Nichts. Keine Antwort. Ich umrundete das Mausoleum, bis ich wieder vor dem vergitterten Zugang stand. Dann, ganz nah, ertönte ein Lachen. Ich erstarrte. Der groteske Gesang begann von Neuem. Zu meinem Entsetzen konnte ich nun Worte verstehen. »Du bist der Falsche!« Ein Flüstern, so kalt und böse, als wäre es aus einer frostigen Hölle gedrungen.

Ich blickte mich um, aber weit und breit war keine Menschenseele zu sehen.

»Du bist es nicht!«

Alle Kraft musste ich einsetzen, um mich erneut in Bewegung zu setzen. Langsam ging ich in die Richtung, aus der ich das Flüstern zu vernommen geglaubt hatte.

»Du bist nicht der Sünder!«

Jetzt schienen die Worte von der gegenüberliegenden Seite gekommen zu sein. Immer schneller lief ich die Friedhofswege entlang, verfolgte die scheinbar körperlose Stimme.

»Doch nehme ich mit Vergnügen auch deine Seele.«

Dann passierte es. Unsichtbare Hände packten mich, ich stolperte und schlug hart auf dem Boden auf. Benommen rappelte ich mich auf und entdeckte vor mir einen verwitterten Grabstein, den eine grünlich leuchtende Aura umgab. In den Stein war ein mir wohlbekannter Name eingemeißelt: Michael Faraday! Kaum, dass ich den Gedanken fassen konnte, das elektromagnetische Grab gefunden zu haben, entstieg der dunklen Erde eine Gestalt. Ich schwöre Ihnen, ich blickte einem schauerlichen Gespenst in die totenstarrten Augen. Der Stoff des Tuchs, das ihm fest um Kopf und Kinn gebunden war, leuchtete so widernatürlich wie zuvor der Stein auf Faradays Grabstelle. Seine Klauen umfassten einen blutigen Pfeil und einen abnorm großen Bogen, der aus schwarzen Knochen gefertigt zu sein schien. Plötzlich stieß das ungeheuerliche Wesen einen markerschütternden Schrei aus und ließ seine Kette grauenerregend klirren. Grenzenloses Entsetzen erfüllte meinen gesamten Körper. Der schreckliche Geist riss sich das Tuch vom Kopf, als könne er nicht atmen. Darunter kam ein Totenschädel zum Vorschein. Er öffnete sein verwestes Maul zu einem widerwärtigen Lachen, worauf sein Unterkiefer mit einem saftigen Schmatzen auf die eingefallene Brust herunterklappte. Brennende Schmerzen überfluteten meinen Geist. Bevor ich verstand, was geschehen war, umfing mich eine erlösende Dunkelheit.